

INK
EGMONT

Unverkäufliche Leseprobe

Em Bailey
Du denkst, du weißt, wer ich bin



320 Seiten
ISBN: 978-3-86396-023-0

EINS

Wir wussten zwei Dinge über Miranda Vaile, bevor sie an unsere Schule kam. Erstens, ihre Eltern waren tot. Und zweitens? Sie waren tot, weil Miranda sie umgebracht hatte.

Als sich dieses Gerücht anfangs verbreitete, waren alle total aufgeregt, und es hieß, das sei doch absolut widerlich, dass so jemand hierher kommen dürfe und sich, du weißt schon, unter unsere netten, in aller Regel blutauschfreien Typen mischen konnte.

Ehrlich gesagt war aber nicht jeder dieser Meinung. Ich zum Beispiel konnte es kaum erwarten, sie persönlich kennenzulernen. Denn – wie ich dann auch meiner besten Freundin Ami erklärte – welcher Wonk würde sich nicht darum reißen, jemanden zu treffen, der auch nur halb so interessant wäre? Natürlich bewies das mal wieder, dass auch ich nicht so wirklich an unsere Schule gehörte.

Eines Nachts wachte mein kleiner Bruder Toby schreiend auf. Wochenlang hatte er mit der Dunkelheit keine Probleme mehr

gehabt – umso schlimmer war es jetzt. Ich war so blöd gewesen, zu glauben, dass Toby sich jetzt endlich damit abgefunden hatte, dass Dad abgehauen war. Ich dachte, diese Albträume wären jetzt ein für alle Mal vorbei. Nach dem Schreien weinte er nur noch. Er weinte wie ein kleines Baby. Ich saß neben ihm und ließ mich immer tiefer mit in seine Trauer sinken. Ich hatte Angst, ich käme nie wieder hoch.

Mum erschien kurz nach mir in Tobys Kinderzimmer, das Flurlicht beleuchtete sie von hinten. Sie stand da in ihrem ausgebeulten T-Shirt und sah Toby ähnlicher als sonst. Die beiden waren so klein und zart und hatten diese großen, graublauen Augen und das feine, helle Haar, das immer von ganz alleine glatt sitzt, selbst wenn man mitten in der Nacht aus dem Schlaf gerissen wird.

Ich bin das komplette Gegenteil. Früher hat es mich verrückt gemacht, dass ich niemandem in meiner Familie auch nur im Entferntesten ähnlich sehe, und ich habe alle Fotos durchgesehen und nach Gemeinsamkeiten gesucht. Die Nase, die Ohren, die Ausformung der Kieferpartie. Irgendetwas – Hauptsache, eine Ähnlichkeit. Aber nie habe ich etwas gefunden. Schließlich habe ich aufgegeben.

»Alles in Ordnung«, sagte ich zu Mum. »Geh wieder ins Bett. Ich kann ihn immer gut allein beruhigen.« Und das stimmte. Aber es gab noch einen anderen Grund dafür, dass ich noch eine Weile länger bleiben wollte. Es war meine Pflicht. Es war meine Schuld, dass Toby überhaupt in diesem Zustand war.

Ich kuschelte mich ganz dicht an ihn, so dicht wie zwei Erbsen in einer Schote. Schließlich schlief er ein. Natürlich war

nicht daran zu denken, dass mir das auch gelingen würde – ich war viel zu überdreht. Also lag ich da und starrte das Modell des Sonnensystems an, das er in der zweiten Klasse gebastelt hatte. Ich wachte die Nacht durch und dachte an all die Dinge, die passiert waren.

An den nächsten Morgen erinnere ich mich überhaupt nicht. Nicht daran, dass ich geduscht oder gefrühstückt habe, nicht daran, ob ich meine Medizin genommen habe – nichts von all den Dingen, die ja eigentlich stattgefunden haben müssen, weil sie jeden Morgen stattfinden, ist mir in Erinnerung geblieben. Man *tat eine Sache*, man *tat danach eine andere Sache*. Eigentlich sollte ich mir zu jeder einzelnen kleinen Bewältigung gratulieren. *Toll, wie du es aus dem Schlafanzug geschafft hast! Und den ganzen Toast aufgeessen? Wahnsinnsleistung!*

»Babyschrittchen« nennt man diese Strategie. Wobei natürlich vergessen wird, dass Babys die halbe Zeit über ihre eigenen Beine stolpern und auf die Fresse fallen.

Woran ich mich aber doch erinnere, ist diese Welle der Erleichterung, als ich in der Schule ankam und Ami auf mich wartete. Meine Ami, der ich tatsächlich glich, obwohl wir nicht die Spur miteinander verwandt waren. Wir hatten dieselben dunklen Augen. Dieselben extrem langen Wimpern – Kamelwimpern hat Dad sie immer genannt. Dasselbe kurze, wuschelige dunkle Haar, nur, dass ihres immer aussah, als müsste es wuschelig sein und meins, als hätte ich komisch drauf geschlafen. Natürlich gab es da auch Unterschiede, klar. Ihre Haut war makellos, und ihre Schuluniform ziepte nicht und sah nie so ausgebeult aus wie meine. Aber der größte Unterschied war

einer, den man von außen nicht so schnell erkennen konnte. Ich meine, wenn ich alleine vor den Schließfächern stehen würde, sähe ich aus wie der totale Loser. Nicht so Ami. Sie stand da, musterte in aller Ruhe alle, die um sie herumwuselten, und hatte dieses fette Grinsen im Gesicht – als ob das alles nur zu ihrer persönlichen Unterhaltung veranstaltet würde. Die Clique der Non-Stop-Quasslerinnen. Die Lastminute-Hausaufgaben-Schüler. Diese Schwachköpfe im Trainingsanzug, die irgendeinem armen Kind die Schultasche geklaut hatten und sie jetzt hin und her schmissen. Das knutschende Paar aus der Neunten, das ineinander verheddert den Gang entlangschlenderte und alle paar Schritte stehenbleiben musste, um Speichelflüssigkeit auszutauschen.

Als ich ankam, atmete Ami tief ein. »Riechst du das?«, fragte sie. »Der *Montagmorgenschunk*. Aus was besteht er? Schweiß, natürlich. Qualm. Haarzeug. Aber da ist noch etwas ...«

Das Knutschpaar aus der Klasse unter uns rannte direkt in mich rein. Ist natürlich auch schwierig zu laufen, wenn deine Lippen gerade mit denen von jemand anderem zusammengetackert sind. Der Ellbogen von dem Knaben knallte gegen meinen Arm. »Entschuldige«, sagte er lachend, »wir haben nicht ...« Als er merkte, wen er da angestoßen hatte, machte er sich davon, als hätte er Angst, sich irgendeine Krankheit zu holen. »Oh«, murmelte er, »ich ...«

Seine Freundin zog ihn am Arm. »*Komm weiter.*«

Ami drehte sich zu mir um, als die beiden davonschossen. »*Pheromone*«, sagte sie. »Das ist der Geruch, der auch noch dabei ist.«

Ich ließ meine Tasche von der Schulter gleiten und auf den Boden fallen. Ich lehnte meinen Kopf gegen die Wand. »Ich rieche nichts«, antwortete ich. Ich fühlte mich, als wäre meine Nase verstopft. Und meine Lunge. Ich soff gerade ab. Ami musterte mein erschöpftes Gesicht. Meine Haare, die in dunklen, schlappen Wellen herabhingen. Die schwarze Schmiere unter meinen Augen.

»Schlechte Nacht gehabt, was?«

»Das kannst du laut sagen.« Ich beugte mich runter und riss den Reißverschluss meiner Tasche auf.

Ami setzte sich neben mich. »Toby?«

Ich hob meine Hände ans Gesicht, die Handflächen nach innen, als würde ich beten. Oder niesen. *Reiß dich zusammen.* »Sollte es nicht langsam besser werden?«, fragte ich. »Es ist jetzt sechs Monate her. Fast sieben.«

»Olive«, sagte Ami, ihre Stimme fest und sicher wie ein Herzschlag. »Es wird besser werden. Leichter. Das kann ich dir versprechen. Ich habe das doch auch alles durchgemacht, denk dran.«

Ich wollte ihr ja so gern glauben.

Ami nahm meine Hand und verschränkte ihre Finger mit meinen. Die gleichmäßigen, perfekten Nägel an jedem ihrer langen, eleganten Finger ließen meine sogar noch plumper und abgekauter aussehen. »He«, sagte sie, »wenn ich es schaffe, wie-so solltest du es nicht schaffen?«

Es gab so ungefähr eintausend Gründe, warum ich es nicht so einfach schaffen könnte, allen voran: Ami war jemand, der immer klarkam. Mit allem. *Buchstäblich allem.* Sie passte sich an

und kam klar. Sie hatte eine Art, ihren Standpunkt zu wechseln, sodass sie nicht immer bloß den absoluten Mist vor Augen hatte. Das war nicht gerade meine Stärke. Und da gab es noch diese andere Sache. Ihr Vater hatte sich davongemacht, genau wie meiner. Aber es war nicht Amis *Schuld* gewesen.

»Was ist – sollen wir heute die Schule schwänzen?«, schlug Ami plötzlich vor. »Lass uns zum Strand gehen. Rumhängen. Quatschen.«

Ich schüttelte den Kopf. Ich hatte Mum und Doktor Richter allerhand versprochen, als erstes, dass ich nicht mehr in der Schule fehlen würde. Außerdem hatten Ami und ich schon so viel Zeit damit verbracht, über unsere Väter zu reden. Und das war ja auch kein Wunder – das war der Hauptgrund, warum wir Freundinnen wurden, nachdem ich rausgeschmissen worden war. Bei Ami konnte ich ordentlich Luft ablassen, denn sie verstand, durch welche Hölle ich ging. Aber inzwischen war unsere Freundschaft noch weit mehr – jedenfalls hoffte ich das.

Ami verzog ihren Mund. Nicht ohne Boshaftigkeit. »Ich wusste es: Du willst nichts verpassen«, sagte sie. »Das neue Mädchen und so.«

Ami hatte eine Gabe für so was – sie zog mich aus dem Sumpf und katapultierte mich in den Himmel. »Oh *Gott!* Die Elternmörderin!«, rief ich. »Ich weiß gar nicht, wie ich das vergessen konnte!«

»Olive!«, lachte Ami und tat so, als sei sie schockiert. »Sie *ist* keine Mörderin!«

»Wohl kaum«, sagte ich und schnappte mir ein paar Bücher

aus meiner Tasche. Den Rest stopfte ich in mein Schließfach.
»Aber der Mensch darf doch hoffen! Komm.«

Jetzt konnte ich gar nicht schnell genug in die erste Stunde kommen. Wir liefen den Korridor runter und drängten uns durch all die anderen – die Glotzer, die mit dem erhobenen Zeigefinger, die Flüsterer. Sie alle wichen aus, als wir uns durch die Menge zwängten und sie hinter uns wieder aufschließen mussten.

»Du meinst doch nicht im Ernst, sie würden eine Mörderin in unsere Schule lassen?«, sagte Ami. »Hier in dieser Gegend? Also, wenn auch nur das aller kleinste Bisschen dran wäre, hätten sie es in sämtlichen Nachrichten gebracht.«

»Und wenn es eine riesige Verschleierungsaktion gab?«, fragte ich. »Vielleicht hat Mrs Deane einen Haufen Geld bekommen, damit sie sie aufnimmt. So richtig wählerisch sind sie wohl doch nicht. Immerhin haben sie mich ja auch nach meinem kleinen *Vorfall* wieder reingelassen.«

Eine Horde von Siebtklässler-Idioten raste an uns vorbei. Sie kreischten, als befänden sie sich immer noch auf irgendeinem Bolzplatz. Einer von ihnen bespritzte die anderen mit einem Feuerlöscher. Die Blasen flogen überall rum.

Ami trat anmutig über eine kleine Schaumpfütze mitten im Flur. »Versprich dir bloß nicht zu viel«, sagte sie. »Das geht wieder so aus wie bei dem Mädchen aus der zwölften, das angeblich schwanger war.«

»Und wenn es doch stimmt, Ames«, protestierte ich.

Ami verdrehte die Augen. »Gib's zu. Sie wird bloß fatter.«

Ich seufzte molto pathetisch. »Du bist so scheißlogisch und ...

vernünftig. Hilf mir kurz auf die Sprünge. Warum sind ausgerechnet wir beide Freundinnen?«

Ami lächelte frech. »Wer sagt, dass wir *Freundinnen* sind? Was mich betrifft, bist du bloß mein Experiment für Bio.«

»Wie überaus reizend von dir. Lass uns gehen. Es hat zum ersten Mal geklingelt.«

»Findest du nicht, dass es schräg ist, dass alle so einen Wind um sie machen?«, fragte Ami, als wir vor unserem Klassenraum standen. »Als dieser neue Typ letzte Woche anfang, hat sich niemand so benommen.«

»Ein Neuer?« Einen Moment lang wusste ich gar nicht, über wen sie sprach. Dann fiel es mir wieder ein. Einer von der üblichen Sorte. Sonnengebräunt, nichtssagend, austauschbar. Mal wieder eins dieser Puzzlestücke in dem perfekten, hellblauen Himmel.

»Das meine ich doch gerade«, sagte ich. »Der ganze Hype. Da muss doch was dran sein!«

Ami runzelte die Stirn. »Sie kann nicht Wunderkind *und* Model *und* Drogendealerin auf einmal sein.«

»Natürlich kann sie das«, lachte ich. »Eines von diesen Sachen reicht ja schon.«

»Ach komm, Olive. Wir wissen beide, wo die Gerüchte wieder herkommen.«

»Katie.« Ich strich mir eine Haarsträhne hinters Ohr. Sofort sprang sie wieder vor. »Keine Ahnung, Ames. Sie ist doch wohl kaum in der Lage, sich so etwas Interessantes auszudenken?«

»Fragen wir sie doch«, murmelte Ami und schaute nach vorne. »Da kommen sie.«

Denn da stolzierten auch schon Katie und die anderen auf uns zu. Tief in meinem Inneren suchte ich nach einem Notausgang. Vorzugsweise nach einem, der mich geradewegs in ein Paralleluniversum führen würde.

»Ich bin so was von nicht bereit dafür«, stammelte ich.

Katie und die anderen ordneten sich vor mir an wie ein schmallippiges Lächeln. Ich konnte das Funkeln von Katies Zähnen förmlich spüren, so strahlend war es und verursachte garantiert Hautkrebs in meinem Gesicht.

Katie starrte mich an, anscheinend starr vor Grauen.

Sie taxierte mich von oben bis unten, bemerkte meine abgekauten Fingernägel und die Schuluniform, die sich neuerdings in ganz ungewohnte Richtungen dehnte und beulte. Außer den Pickeln hatte ich meinen Medikamenten noch einen brandneuen Körper zu verdanken. *Weicher*, nannte es meine Mutter. *Kurviger*.

Katies Blick blieb bei meinen Haaren hängen. »Oh Gott, Olive. Wann lässt du dir endlich die Haare wieder wachsen?«

Justine und Paige schüttelten die Köpfe; zu überwältigt, um sprechen zu können. Dann berührte Katie ihre eigenen Haare – blond und superweich. Diese Art Haare, die makellos hinter deinem Ohr bleiben, wenn du sie zurückgestreift hast. Das dunkelrosa Bändchen, das sie um ihr zartes Handgelenk trug, verrutschte etwas.

Es gab Zeiten, da habe ich diese Treffen mit Katie fast genossen. »Kates Rating«, nannte Ami das immer, weil man sich in Katies Gegenwart immer so fühlte, als ob sie einem Punkte auf einer Skala von eins bis zehn zuteilte. Ami wies mich darauf

hin, dass ich, wenn ich nicht mehr die Person sein wollte, die ich vorher gewesen war – hautenge Jeans und lange Haare und was noch alles – genauso gut genießen könnte, anders zu sein. Und wenn ich in Stimmung war, *hatte* ich auch Spaß daran, vor allem, wenn ich die Verwirrung in Katies Gesicht beobachtete, wie sie darüber nachgrübelte, was sich verändert hatte. Aber an diesem Tag hatte ich einfach keine Lust.

»Danke für dein Feedback, Katie«, sagte ich, »aber ich muss jetzt leider gehen.«

»Ich mache das nur, weil wir mal Freundinnen waren«, gab Katie schnippisch zurück. »Möchtest du für immer als Verkehrsunfall rumlaufen?«

»Oh bitte«, sagte ich. »Nicht das schon wieder.«

Katies Ausdruck änderte sich. Es ist immer wieder verblüffend, wie sich ein Gesicht von hübsch zu hässlich wandeln kann, und das nur durch das Verziehen weniger Gesichtsmuskeln. »Dein früheres Ich wäre lieber gestorben, als so herumzulaufen«, sagte sie.

Dieser metallische, medizinische Geschmack tauchte wieder in meinem Mund auf. »Mein altes Ich *ist* gestorben«, blaffte ich.

Amis Hand berührte sacht meinen Arm. »Beruhige dich«, flüsterte sie. »Sei nicht angefressen von jemandem, der immer noch damit angibt, den Wettbewerb ›Süßestes Lächeln am Strand‹ gewonnen zu haben. Du solltest eher froh sein, dass sie *nicht* mag, wie du aussiehst.«

Natürlich hatte Ami recht. Es war schon lange her, dass ich Wert auf Katies Zustimmung gelegt hatte. Lange her, dass ich

mich auf der anderen Seite eines solchen Gesprächs befunden und einer fetten Tussi das Leben schwer gemacht hatte. Mein Ärger fing an, sich aufzulösen und zu verfliegen. Zwar nicht ganz, aber erst mal genug. »Geh nur«, rief Katie, als wir weggingen. »Aber vergiss nicht, wenn du einmal ein Verkehrsunfall bist, bleibt es dabei. Kein Weg zurück.«

Wir öffneten gerade die Klassenzimmertür, als meine Ohren dieses *Ding* machten.

Ami bemerkte sofort meinen Gesichtsausdruck. »Hast du wieder einen deiner Kopfschmerzanfälle?«

»Diesmal fühlt es sich anders an«, sagte ich und schüttelte den Kopf. »Da ist ein Geräusch. Atmosphärisch, wie elektrostatisch. Kannst du es hören?«

Ami blieb einen Moment still stehen. »Nein.«

Ich rieb an meinem Ohr und zuckte zusammen.

»Vielleicht solltest du nach Hause gehen, Olive.«

Ich schnaubte. »Ja, klar. Du weißt doch, wie meine Mum ausrastet, wenn ich schon wieder krank bin. Außerdem will ich unbedingt das neue Mädchen sehen.«

Ich bemerkte, dass Ami abwog, ob es Sinn hatte zu widersprechen. Sie entschied sich dagegen, wie ich es gewusst hatte. Auf ihre Art brauchte Ami mich nämlich auch an ihrer Seite.

»Aber keine Vorwürfe, wenn dein Kopf in die Luft fliegt«, sagte sie.

»Okay«, versprach ich. »Aber wenn es trotzdem passiert, kannst du dafür sorgen, dass nichts davon in den Schulblog kommt?« Dort war ich schon viel zu oft verewigt worden.